



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Der Kaiser als Sieger. Vom Krieg in Kursachsen. Spannungen mit der Kurie

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

kaldischen entscheidend zum Abbruch des Feldzuges. Das letzte oberdeutsche Geld reichte nur noch zum geordneten Abzuge der gesamten schmalkaldischen Armee am 21. November über Heidenheim nach Norden. Der Kaiser selbst beteiligte sich an einem Angriff auf die Nachhut. Aber sehr geschickt maskierten die Schmalkaldischen den Abzug der Hauptmacht, und auch ihre Nachhut löste sich am Abend ohne allzu große Verluste wieder vom Feinde.

Der Kaiser behauptete das Feld. Er war nun Herr von Süddeutschland, was er zu Beginn des Feldzuges irrtümlich zu sein glaubte. Bis jetzt war er in die Verteidigung gedrängt gewesen, und der eigentliche Feldzug gegen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes stand ihm noch bevor.

Aber die Verteidigung war siegreich.

Der Kaiser als Sieger

Vom Krieg in Kursachsen. Spannungen mit der Kurie

Das Konzil in Trient hatte trotz seines geringen Besuches doch bereits seine Geschichte. In ihr regte sich ebenso sehr das allgemein verbreitete Verlangen nach Reformen, wie ein tiefes Mißtrauen aller gegen alle, gesteigert durch die vielfach vorwiegend politische Verwertung des Konzilsgedankens. So versteckten sich die Gegensätze monatelang hinter der scheinbar rein geschäftlichen Frage der Beratungsordnung, ob man nämlich vorweg die Dogmen oder zuerst die Reformen in Angriff nehmen oder beides miteinander verbinden sollte. Die klugen Legaten vertraten das Nebeneinander, „weil man mit Ja im Munde weiterkommt als mit Nein“, wie sie später sehr durchsichtig nach Rom berichteten. Aber die Kurie wünschte grundsätzlich und aus Furcht vor einer Verfassungsreform nach Art des 15. Jahrhunderts die Vorwegnahme der Dogmen, und die Legaten mußten einen ausdrücklichen Konzilsbeschuß vom 22. Januar 1546 unter dem beredten Schweigen der Väter zurückziehen. Doch ließ der Papst im weiteren Verlauf die Legaten mit ihrer Geschäftsordnung gewähren, denn sie nahmen damit der Opposition den Wind aus den Segeln, ohne sich irgend auf die Reform beschränken oder gar in gefährliche Debatten verstricken zu lassen.

Der Kaiser, völlig in Anspruch genommen von den Vorbereitungen und dann von den ersten peinlichen Überraschungen des Krieges, vernachlässigte das Konzil und ließ dadurch der sehr kirchlichen Einstellung seines Gesandten

Toledo zu viel Spielraum. Es konnte geschehen, daß dieser sich eines Tages den Legaten aus freien Stücken anbot zur Zurechtweisung kaiserlicher Bischöfe, das wollte sagen, zur Zerschlagung der wirksamsten Waffe, über die der Kaiser auf dem Konzil verfügte. Kein Wunder, daß Toledo bei den Legaten auch dann nichts erreichte, wenn er bestimmte kaiserliche Aufträge vorbrachte, — wie Anfang Mai, wo der Kaiser angesichts seiner letzten Verhandlungen in Regensburg mit Moriz und anderen Wert darauf legte, daß es nicht gerade jetzt zur Definierung weiterer grundlegender Dogmen käme, wie der eben formulierten Lehre von der Erbsünde. Historisch betrachtet, hatte das Konzil mit dem Dekret vom 8. April über Schrift und Tradition, die beide als gleich göttliche Quellen des Glaubens bezeichnet wurden, eine viel gewichtigere Entscheidung über die Grundlagen der lutherischen und der römischen Theologie längst getroffen. Aber den Zeitgenossen kam das weniger zum Bewußtsein, als die Formulierung elementarer Glaubenslehren selbst. Gerade im April und Mai hatte die Kurie kein Vertrauen mehr zum Ernst des kaiserlichen Kriegswillens und ließ deshalb der Dogmenberatung ungehemmt den Vortritt. Noch am 13. Mai hatte Farnese die Legaten in dieser Hinsicht scharf gemacht.

Dann war der Krieg doch gekommen und damit ein neues, ganz enges Zusammenwirken der Kurie mit dem Kaiser. Andererseits verleiteten nun den Vätern des Konzils die Unruhen des Krieges, die Durchmärsche der Truppen, die Verteuerung der Lebensmittel den Aufenthalt in Trient, während die Kurie wie früher neben dem Krieg das Konzil für entbehrlich halten mochte. Beides gefährdete die Politik des Kaisers, der ganz richtig empfand, daß man die Launen und Zweifelhafte eher durch die Forderung einer Unterwerfung unter das Konzil, als unter den Spruch des Papstes gewinnen werde. Er wollte außerdem selbst wirklich die Reformen und wegen der Gutwilligen ein maßvolles Vorgehen des Konzils. Wer hätte noch die Protestanten zum Besuch des Konzils vermocht, wenn dieses jetzt schon zur Definition der entscheidenden Kontroverslehre von der Rechtfertigung schritt, wenn durch eine unwiderstehliche Festlegung die Tür zu einer Verständigung vorzeitig ins Schloß fiel?

In einer anderen empfindlichen Stelle seiner Politik wurde der Kaiser seinerseits zur Vorsicht gemahnt. Er dachte, nicht nur die Waffen, sondern auch den Wirtschaftskrieg gegen die unbotmäßigen Handelsstädte zu wenden. Als er aber den Arrest ihrer Waren auch in den Niederlanden befahl, trat der Fall ein, der ihn vor Jahren gegenüber den Kaufleuten von Antwerpen schon einmal zum Einlenken gezwungen hatte, die Gefährdung einer seiner

wichtigsten Geldquellen. Die Königin Marie war so bestürzt, daß sie offen mit ihrer Demission drohte; sie ließ durch Cornelius Schepper dem Kaiser sehr eindringlich den Ernst der Lage vorstellen, und der Kaiser beschied sich.

Dem seine internationale Lage war zwar noch immer denkbar günstig. Aber wer verbürgte ihm die Dauer dieses Zustandes? Die Könige von Frankreich und England waren verbraucht; daß ihr Tod nahe bevorstand, ahnte niemand. Und konnte nicht gerade der Regierungswechsel einen gefährlichen Umschwung bringen? Der König von Dänemark hielt einstweilen fest an dem Verträge von Speyer; aber er trat bald auch als Vermittler für die Schmalzaldischen auf; konnte er nicht noch einen Schritt weitergehen in seiner Parteinahme?

Vor allem war die Hauptaufgabe des Kaisers bisher nicht gelöst. Den Donaufeldzug konnte man nur als ungewolltes, wenn auch glücklich beendetes Vorspiel betrachten. Noch immer galt es Freunde zu gewinnen, Gegner zu versöhnen.

In diesem Zeichen standen während des Dezember die Verhandlungen mit Kurpfalz, gegen die sich der Kaiser lange gesträubt hatte. Der Pfalzgraf war in seiner Jugend kurze Zeit sein Regent gewesen; er hatte ihm unendlich viele Dienste geleistet von der Kaiserwahl an. Sollte das alles vergessen sein? Oder verschärfte das den Zorn des Kaisers? Seit dem Besuch in Speyer hatte auf den Pfalzgrafen kirchlich und politisch mancherlei eingewirkt. Bei einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Württemberg hatte er sich zur Stellung eines Hilfskontingents bestimmen lassen, dessen Verpflichtung freilich mit dem Oktober 1546 endete. Immerhin hatten Pfälzer doch gegen den Kaiser in Waffen gestanden. Allein der Kurfürst war nicht erst durch Gewalt zur Unterwerfung gezwungen. Das war im Sinne des Regensburger Abkommens mit Bayern das Entscheidende. Nach Aufzeichnungen Eck's hätte Bayern die Zusicherung der Kur unter allen Umständen gewünscht. Der Kaiser versprach sie damals aber nur für den Fall gewaltsamer Unterwerfung. Bei freiwilliger Ergebung wollte er freie Hand behalten.

Eine solche lag nun vor, und es bedeutete für den Kurfürsten den größten Erfolg, daß der Kaiser ihm die Kur nicht nahm. Freilich mußte der Kurfürst diesen Gewinn durch tiefe Demütigungen erkaufen. Lange verklang sein Werben um des Kaisers Gunst, sogar seine Bitte um Audienz, ungehört. Erst als der Kaiser Mitte Dezember in Schwäbisch-Hall weilte, durfte der Kurfürst zu ihm kommen. Er erlebte einen verlegend kalten Empfang. Der Kaiser las ihm wie einem Fremden aus einem vorbereiteten Zettel in französischer

Sprache seine Rüge herunter und redete sich dann in einen solchen Zorn hinein, daß der bis dahin vertrauensselige alte Freund ganz aus der Fassung kam und sich auch seinerseits ungeschickt benahm. Als er vor dem Kaiser ein Knie beugte und Abbitte tat, gab ihm dieser nicht einmal die Hand, was selbst die kaiserliche Umgebung erschreckte. Erst am nächsten Tage ließ sich der Kaiser in vertraulicher Besprechung zu einer Art von Versöhnung herbei.

Das Gesicht Karls V erhält für uns über solchen Szenen eine letzte Härte, eine fast unheimliche Starrheit. Gewiß empfand sein ererbtes Hoheitsgefühl von Jugend auf Unbotmäßigkeiten und Auflehnungen sehr schwer. Aber der Ausdruck seiner Entrüstung wurde immer heftiger und zugleich kälter. Er war von Jahr zu Jahr reizbarer geworden. Die ungeheuren Anstrengungen, die innere Leidenschaft seiner Politik und Kriegsführung durch so viele Jahre zehrten an seiner Kraft. Dazu kamen seine unverbesserlichen Diätfehler. Er aß und trank gerade das, was ihm am wenigsten zuträglich war, übernahm sich mittags an schweren Fleischgerichten und trank trotz aller Warnungen mit Vorliebe, aber stets zur Unzeit, kaltes Bier. Seine dadurch verschlimmerten Beschwerden, die oft schmerzhafteste Krankheit quälten ihn und verschärften die Bitterkeit seiner Äußerungen. War sein Hochmut an sich nur die Übersteigerung seiner besten Eigenschaften, so lief er doch Gefahr, ihn in Menschenverachtung entarten zu lassen, je mehr sich seine Erfolge häuften und die Schwächen und Unzulänglichkeiten der Menschen noch größer erscheinen ließen, als sie ohnehin waren. Man begann aus seinen Worten und aus seinem Lachen gelegentlich schon den Hohn herauszuhören, die häßlichste aller Überheblichkeiten.

Alles dieses trat nun öfter in Erscheinung. Kurpfalz hatte für Württemberg Fürbitte eingelegt. Der Kaiser überhörte sie. Herzog Ulrich erbot sich selbst mehrmals aufs eifrigste. Als der Kaiser Weihnachten zu Heilbronn verbrachte, empfing er ihn allerdings, demütigte ihn aber noch tiefer als Kurpfalz durch Abbitte und eine schwere Kontribution von 300 000 Gulden. Da der alte gichtische Herr nicht mehr zu knien verstand, mußten in seinem Beisein die Räte kniend seine Abbitte verlesen. Es war wenig Gnade dabei.

Aber warum verhielt sich Karl politisch nicht anders gegen Württemberg? Daß er den Pfalzgrafen im Besitz der Kur ließ und die bayrischen Wittelsbacher nicht unnötig mächtig machen wollte, begreift sich. Aber warum kam er nicht auf die Ideen Zevenbergens zurück, warum ließ er die habsburgische Hausmacht nicht wieder tiefer nach Schwaben hineinwachsen zur Verdichtung der vorderösterreichischen Länder? Ganz hat es an dem Gedanken einer

Wiedergewinnung Württembergs in diesen Tagen nicht gefehlt, man dachte einmal daran, den Erzherzog Maximilian damit auszustatten. Dann aber überwog der Wunsch nach baldiger Befriedung Oberdeutschlands und nach der blanken Kontribution zum Unterhalt der Truppen. Des Kaisers Denken gegenüber den deutschen Verhältnissen bewegte sich offenbar viel mehr im Universalen als im Territorialen. Den Schmalkaldischen Bund niederzuschlagen, die kaiserliche Autorität aufzurichten, in der Kirchenfrage irgendeinen Weg zur äußeren Einheit zu finden, blieb sein vornehmstes Anliegen.

Nur das Vorfeld der Niederlande umfaßten seine Augen stets unter den Gesichtspunkten des Landesherrn. Hier, in Cleve, hatte er wegen Geldern zuerst eingegriffen; hier hatte er auch das kirchliche Vorgehen gegen die Bischöfe von Köln und Münster betrieben. Ja, noch weiter nach Nordosten, gegen Minden und Bremen, setzte er jetzt eine zweite Armee an unter Josse von Cruningen, seinem Gouverneur von Seeland, dessen Kampf um Bremen und Verden uns noch beschäftigen wird.

Im übrigen schwankte der Kaiser während der Befriedung Oberdeutschlands in bezug auf seine nächsten Maßnahmen. Wir erfahren das Nähere aus seinen Briefen an König Ferdinand vom Januar und Februar 1547. Diese Briefe sind eigentlich Selbstgespräche, wie ja die vorwiegende Form im kaiserlichen Lebensdrama früh der Monolog gewesen ist. Er bat um Rat, mündlich oder schriftlich, aber er verarbeitete alles doch bei sich allein; er wurde sich seiner Gedanken bewußt, wenn er schrieb oder Anweisungen gab zum Schreiben.

Er habe Württemberg Verzeihung gewährt, schrieb er dem Bruder, da die Schmalkaldischen noch immer mit Truppen gerüstet seien und eine gewaltsame Eroberung Württembergs mit seinen festen Plätzen gefährlich und zeitraubend gewesen wäre, es auch nicht scheinen dürfe, als verfolgten sie eigene Interessen. Nun stehe die Hauptaufgabe doch noch vor ihnen, ihre Autorität in Deutschland herzustellen und das Reich dadurch auch nach außen widerstandsfähiger zu machen. Zunächst wolle er eine kurze Zeit in Ulm rasten. Er befinde sich dort mitten zwischen Bayern, Österreich, Italien und der Schweiz nach allen Seiten zur Hand, könne mit seinen Garnisonen einen Druck ausüben auf Ulm und auf Augsburg und das Weitere mittlerweile überlegen: Ob er nämlich jetzt schon die Forderung der Rückkehr zur alten Religion für jedermann erheben solle, da ja die Rebellen längst dergleichen als seine Absicht ausgesprengt hätten; oder aber darauf verzichten und den Krieg gegen sie weiterverfolgen, sie nach Gebühr strafen und erst nach ihrer Entwurzelung

Deutschland ordnen; oder, ob es sich mehr empfehle, zunächst mit den Freunden und den Unterworfenen einzeln oder auf einer Tagung zu verhandeln, etwa auf dem bereits in Aussicht genommenen Reichstage, um bei der deutschen Verfassung zu bleiben und vorerst die Justiz zu ordnen, sich die Befetzung des Reichskammergerichtes übertragen zu lassen und unter dem Eindruck der allgemeinen Unterwerfung einen Reichsbund aufzurichten gegen die Geächteten nach Art des alten Schwäbischen Bundes? Damit würde man dann am besten den Machenschaften des Königs von Frankreich begegnen, mit dem die Protestanten durch den sächsischen Kanzler, einen Hessen und Sturm konspirierten, um mit ihm und England eine Liga zu schließen. So schrieb der Kaiser am 9. Januar.

Es war die Zeit, da er von den Anstrengungen des letzten Jahres wirklich ermüdet Ruhe suchte. Seit dem 2. August hatte er an die vierzig Male das Nachtquartier gewechselt, viele Nächte im Lager verbracht. Den Auszug der Dinge in Kursachsen glaubte er noch Ferdinand und Moritz überlassen zu dürfen, zumal ihn zwischendurch alte Sorgen und neue Erregungen in seinen anderen Ländern beschäftigten. Die Verschwörung des Fiesco in Genua gegen die Doria und seine wachsende Verstimmung gegen die Farnese lenkten ihn wieder auf Oberitalien, auf Parma und Piacenza, auch auf Siena. Den Juan de Vega hatte er zum Vizekönig von Sizilien gemacht, den unternehmungslustigeren Ferrante Gonzaga zum Nachfolger des am 31. März 1546 verstorbenen Marchese del Vasto in Mailand; das ließ auf weitere Pläne schließen. Doch lag alles noch im Schatten.

Am 2. Februar schien die Lage soweit geklärt, daß sich der Kaiser unter dem Eindruck der Hilferufe von Ferdinand und Moritz entschlossen zeigte, selbst nach Kursachsen zu ziehen unter Zurücklassung von Garnisonen in Augsburg und Frankfurt. Verfügbare Truppen wollte er schon voraus senden. Doch schwankte er nochmals, und erst am 10. und 11. März ließ er Ferdinand und Marie wissen, daß er nun doch dem Bruder zu Hilfe eilen wolle.

Damit verlegte der Kaiser die Entscheidung auf den sächsischen Kriegsschauplatz. Hier hatte sich Moritz nach monatelangen Verhandlungen wirklich entschlossen, sich an der Eroberung der Lande seines Veters zu beteiligen. Man spricht gern, wenn auch mit berechtigtem Ingrimm, von einem Meisterstück der habsburgischen Politik, in dem Kaiser und König einträchtig zusammenspielten. Man darf dabei aber weder vergessen, ein wie dankbares Objekt Moritz und seine Räte für ihre Staatsklugheit und Menschenkenntnis waren, noch umgekehrt, wie überlegsam auch Moritz sich in seiner gewiß selbstge-

wählten, aber doch überaus schwierigen Lage behauptete. Er wollte um der Untertanen und der fürstlichen Macht willen die Kirchenreformation grundsätzlich festhalten, er wollte es politisch mit keiner Seite ganz verderben und außerdem möglichst großen Gewinn davontragen. Seine Zähigkeit war der habsburgischen ebenbürtig; er brach einmal die Verhandlungen ab und gab Ferdinand anheim, zu tun was er für recht halte.

Seine Schwäche lag dagegen so gut in dem Drängen seiner überwiegend habsburgisch gesinnten alten Räte, wie in dem eigenen unüberwindlichen Verlangen nach dem unrechten Gut. Die deutsche Geschichte verfolgte mit diesem kühnen und begabten Menschen ihre rätselhaften Wege. Er mußte durch all das Unrecht hindurch, um über immer neuen Verlegenheiten, die zum Teil schon im Bereich des Gewissens empfunden wurden, doch zur weltgeschichtlichen Figur zu werden. In diesem Augenblicke wurde seine Begehrlichkeit das Opfer der kaiserlichen Politik. Als nach langen Vorverhandlungen der beiderseitigen Räte Moriz von Ende September bis zum 5. Oktober in Prag weilte, war es bald um ihn geschehen. Alle Vorstellungen seiner Glaubensgenossen, die feierliche Botschaft des Herzogs Ernst von Lüneburg, der Eindruck ihrer gerüsteten Truppen auf seine Räte hatten versagt; auch die Bitten der hessischen Frauen und eine letzte männlich herbe Mahnung seiner Tante, der Herzogin von Rochlitz, Philipps Schwester.

Und doch verlief auch der Krieg in Sachsen zeitweise keineswegs zur Befriedigung der Kaiserlichen. Jetzt sollte sich zeigen, wieviel ungenutzte Reserven noch auf der protestantischen Seite lagen.

Zwar die Überraschung der kaum geschützten böhmischen Lehen Kursachsens durch die Truppen Ferdinands führte leicht zu ihrer Eroberung. Dabei gelang es Moriz, erst Plauen, dann Zwickau durch Ergebung in seinen Schutz vor dem Einmarsch der Fremden zu bewahren. Sein eigenes Vorgehen gegen die kursächsischen Lande hatte ebenfalls Erfolg. Nur den westlichen Teil, Gotha, Eisenach und Coburg gewann er nicht. Dagegen nahm er Halle auf Grund der kaiserlichen Mandate unter dem Titel der Schutzherrschaft. Überall machte er Zusagen wegen der Religion. Schließlich traf er schon Anstalten, Wittenberg zu belagern.

Mittlerweile war aber Kurfürst Johann Friedrich herangekommen. Fürsorglich und klug richtete er seinen ersten Stoß nicht auf die Wiedergewinnung der eigenen Lande, sondern gegen die albertinischen. Schon am 23. Dezember marschierte er ein. Damit zogen die fremden Besatzungen von Weimar, Jena und den anderen ernestinischen Gebieten von selbst ab. In Halle wurde der

Kurfürst mit Jubel empfangen. Dann belagerte er das albertinische Leipzig, das sich jedoch rühmlich verteidigte, so daß er in der Nacht vom 26. auf den 27. Januar wieder abziehen mußte. Das Entscheidende wurde auch für ihn der Geldmangel. Doch bedeutete er noch nicht die eigentliche Krisis. Vielmehr sah sich vorerst Moritz weiter genötigt, nach allen Seiten um Hilfe zu rufen. In Prag hielt man zurück, da er sich über die böhmischen Truppen zu oft und mit zu starken Ausdrücken beklagt hatte. Man verübelte es ihm auch, daß er es noch immer nicht wagte, den ihm im Oktober vom Kaiser verliehenen kurfürstlichen Titel zu führen; er war dem ausgewichen durch die noch unerfüllte Forderung einer Mitbelehnung seines Bruders August.

Der Kaiser vertröstete ihn auf den Markgrafen Albrecht Alcibiades, der wirklich im Anmarsch war. Am 24. und 25. Januar stand er bei Zwickau. Moritz lag still in Chemnitz. Der Kurfürst in Altenburg. Zwischen den Gegnern dehnte sich der Muldeabschnitt mit seinen Übergängen; beide Teile richteten ihre Aufmerksamkeit darauf. Am 25. Februar besetzte der Markgraf Stadt und Schloß Rochlitz an der Mulde mit ungenügenden oder wieder zersplitterten Kräften. Der Kurfürst erhielt davon Kunde, vielleicht, aber nicht sicher, durch die dort residierende Herzogin auch die Anregung zu kommen. In einem Nachtmarsch rückte er heran, überraschte am 2. März in der Frühe den Markgrafen und nahm ihn selbst gefangen. Der Weg nach Böhmen lag offen, von wo dem Führer des Protestantismus die lebhaftesten Sympathien entgegenstiegen. Aber der Kurfürst benutzte diese Möglichkeiten nicht; sie hätten in der geraden Linie seiner bisherigen Offensive gelegen und den Krieg in Ferdinands keineswegs botmäßige Lande vorgetrieben. Er wagte es nicht, zum Teil aus guten Gründen, lag vielmehr den ganzen März über still in Weithain zwischen Altenburg und Rochlitz.

Es wurde sein Verhängnis, daß sich eben jetzt Vergleichsverhandlungen anspannen, zunächst durch Joachim von Brandenburg, von ihm selbst alsbald durch ein ergebenes Schreiben an den Kaiser aufgenommen. Der Kaiser lehnte natürlich schroff ab. Dafür aber mischten sich die beiderseitigen Stände ins Spiel, die albertinische und die ernestinische Ritterschaft. Neben den Landständen schalteten sich auf der albertinischen Seite die Räte ein, bereits in der unehrlichen Absicht, Zeit zu gewinnen. Denn wenn der Kaiser erst da war, mußte sich das militärische Übergewicht rasch zu Ungunsten des Kurfürsten verschieben. Der Kurfürst ging in die ihm halb unabsichtlich, halb bewußt gestellte Falle. Er versäumte es, in das eigene Land zu ziehen und sich zur Verteidigung einzurichten.

In der That war der Kaiser unterwegs. Er hatte sich in Ulm nur bis zum 4. März aufgehalten, dann nochmals 14 Tage in Nördlingen, um über Öttingen ins Fränkische zu ziehen.

Von dem Umfang seiner politischen Sorgen nach seinen unausgesehenen Korrespondenzen mit Spanien, Italien und den Niederlanden jeweils ein vollkommenes Bild zu erhalten, ist weder möglich noch nötig. Er lief immer Gefahr, sich darin zu verstricken. Eben deshalb lag seine größte Leistung im Augenblicke darin, sich von ihnen zu lösen und folgerichtig zu handeln. Am meisten erregte ihn in den letzten Wochen und Monaten das Verhalten der römischen Kurie, weil sich die päpstliche Politik auch militärisch auswirkte. Schon die für den Papst naheliegende, aber in die kaiserliche Politik gar nicht passende Proklamierung des Protestantenkrieges, besonders durch die Breven an die Schweizer, hatte zu Auseinandersetzungen geführt. Der ewige Streit um die Leitung oder Verlegung des Konzils verschärfte sie. Der päpstliche Nuntius Verallo war der Lage nicht gewachsen und mußte sich von Granvelle öfters recht unsanft anfassen lassen. Dem Papste war eine Mitwirkung bei allen Abmachungen mit den Protestanten zugesagt, und Verallo reklamierte sein Recht. Doch war eine solche bei der Art des Kaisers, die das Kirchliche hinaus-schob, undurchführbar.

Als die Schwierigkeiten beim Konzil unerträglich wurden, schlugen Mendoza und Madruzzo selbst eine sechsmonatige Vertagung vor, um einer Verlegung des Konzils auszuweichen. Mendoza, der am 3. Dezember Trient verließ, um seine Stellung als Botschafter an der Kurie anzutreten, faßte seine Eindrücke noch unterwegs in Entrüstung und Bekümmernis dahin zusammen, daß dieses Konzil unter der Tyrannei der Legaten mehr Unheil stifte als Luther. Zusammen sorgten diese Väter nur für die Interessen Roms, jeder einzelne für die eigenen. Jetzt berieten sie den Artikel von der Rechtfertigung mit vollkommener Leichtfertigkeit. Sollte man wirklich glauben, rief er aus, daß diese dürstige Gesellschaft vom Heiligen Geiste geleitet würde? Habe das Konzil aber einmal gesprochen, so gebe es kein Zurück mehr. Der Zustand der Kirche mit allen Mißbräuchen befestige sich hoffnungslos.

Der Kaiser war in solchen Fragen zurückhaltender, wie seine Weisungen an Mendoza erkennen lassen, aber es verletzte auch ihn doch tief, daß trotz seines Einspruchs am 13. Januar das Dekret von der Rechtfertigung angenommen wurde. Als nun vollends ein Breve vom 22. Januar die päpstlichen Hilfstruppen unter salbungsvollen Glückwünschen zu den Erfolgen des Kaisers rücksichtslos abberief, obwohl alle Welt wußte, daß der Zweck des gemein-

sam begonnenen Krieges noch keineswegs erreicht war, schüttete er seinen ganzen Zorn gegenüber dem Nuntius aus. Er merke wohl, sagte er, daß der Papst ihn in diesen schweren Krieg hineingebracht habe, um ihn nun sitzen zu lassen. Unter bitterböser Anwendung eines bekannten Sprichworts auf den Papst fügte er hinzu: jungen Leuten möge man die Franzosenkrankheit verzeihen, bei Greisen sei sie unerträglich. Auf weitere Ausführungen wollte der Nuntius antworten, aber der Kaiser schnitt ihm das Wort ab und verließ das Zimmer.

Es hat welthistorisch etwas Erschütterndes, daß der Papst den Kaiser im Stiche ließ in dem Augenblicke, da dieser zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Führer des Protestantismus ausholte.

Mühlberg. Wittenberg. Halle 1547

Am 28. März 1547 brach der Kaiser aus Nürnberg auf. Am 1. April war er in Weiden, in den nächsten Tagen zur Vereinigung mit Ferdinands und Moritz' Truppen in Lirschenreuth vor dem Böhmer Wald. Man wollte auch gegen die Böhmen demonstrieren und erreichen, daß diese im Lande blieben und nicht dem alten Kurfürsten zuzögen, der sich seinerseits von ihnen löste. Über Eger ging es durchs Elstertal auf Plauen, dann Mulde abwärts gerade auf den Kurfürsten los.

Dieser hatte seine Truppen in den letzten Wochen zu kleinen Erfolgen und Requisitionen verzettelt. Die Vereinigung der gegnerischen Truppen zu hindern, versuchte er nicht einmal. Er hielt sich still bei Meissen an der Elbe. Er wußte wohl, daß der Kaiser herannah, aber nichts über dessen nächste Absichten. Am 12. April überschritt er die Elbe. Er meinte am rechten Ufer des Stromes sicher zu sein und zog, willens sich nach Wittenberg oder Magdeburg zu begeben, nordwärts auf Mühlberg. Der Kaiser kam ihm so von selbst in die linke Flanke, als er sich von Colditz und Leisnig her am 23. April der Elbe näherte. Man wußte, was die Kurfürstlichen nicht beachtetten, daß von dem nahen Schirmenitz nach Mühlberg eine Furt durch die Elbe führte; wichtig, da man nur ungenügenden Brückentrain besaß.

Die kaiserliche Armee, durch die langen Märsche nicht ermüdet, bewegte sich in Kriegsordnung vorwärts. Am 24. April brach man bei Nacht und Nebel auf, ganz früh. Bei der Avantgarde der Kaiser, Moritz und sein Bruder August. Im zweiten Treffen Ferdinand und Erzherzog Maximilian. Das